

BRAUCHT GOTT KIRCHEN?

Nein. Die Menschen brauchen sie. Aber wozu?


Von Albert Gerhards

Braucht Gott eigentlich Kirchen? Wenn wir dem deutschen Messbuch der römisch-katholischen Kirche Glauben schenken, dann scheinbar ja. Am vierten Sonntag im Jahreskreis heißt es im Tagesgebet: »Herr, unser Gott, du hast uns erschaffen, damit wir dich preisen.« Ein merkwürdig narzisstisches Gottesbild von einem Potentaten, der sich mit einem Hofstaat umgibt: Kirchen sind Gotteshäuser, die Gott geschuldet sind, damit die Geschöpfe ihre Bringschuld, ihren Ritus, darin ableisten können. Tatsächlich finden wir davon aber nichts im lateinischen Urtext. Und so übersetzt der Kölner Theologe Alex Stock (1937-2016) treffend: »Gewähre uns, Herr unser Gott, dass wir dich ehren mit der ganzen Kraft unseres Geistes und alle Menschen lieben mit Herz und mit Verstand.« Zur Ehrenrettung des Messbuchs kann man allerdings auf das vierte Hochgebet in der Eucharistiefeier für Wochentage verweisen, wo es heißt: »Du bedarfst nicht unseres Lobes, es ist ein Geschenk deiner Gnade, dass wir dir danken. Unser Lobpreis kann deine Größe nicht mehren, doch uns bringt er Segen und Heil durch unseren Herrn Jesus Christus.«

Also doch: Nicht Gott braucht die Kirchen, sondern die Menschen brauchen sie. Aber wozu? Unstrittig für die Versammlung der Gläubigen zum Gottesdienst. Was aber, wenn deren Zahl abnimmt oder wenn, wie in der katholischen Kirche, keine Priester für die Leitung der Gottesdienste zur Verfügung stehen? Die Erfahrungen in der Zeit der Corona-Pandemie verstärken den Druck noch mehr: Wie wird der Kirchenbesuch nach deren Ende sein, wenn sich viele treue Kirchgänger längst an die alternativen Angebote im Fernsehen oder im Netz gewöhnt haben werden?

Seit etwa Mitte der 1990er-Jahre gibt es eine Debatte über die Umnutzung von Kirchengebäuden, die nicht mehr für die Liturgie gebraucht werden. Angestoßen wurde sie nicht vonseiten der Kirchen, sondern von der

Albert Gerhards ist emeritierter Professor für Liturgiewissenschaften an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn und Sprecher der Forschungsgruppe »Sakralraumtransformation« der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG). Er lebt in Bornheim.



Denkmalpflege. Sie versteht sich als Sachwalter des kulturellen Erbes, das sie nicht selten auch gegen seine Nutzer zu verteidigen hat. Materielles Erbe kann freilich nur dann bewahrt werden, wenn es mit Immateriellem, also mit lebendiger Kultur gefüllt wird. So hat es in den vergangenen Jahrzehnten oft Konflikte gegeben zwischen der Kirche und der Denkmalpflege, wenn es darum ging, Kirchenräume den Erfordernissen einer erneuerten Liturgie entsprechend umzugestalten.

Infolge der politischen Wende 1989 und der Neuorganisation der Bistümer seit den 1990er-Jahren wuchs der finanzielle Druck vor allem auf einige finanzschwache Diözesen und Landeskirchen, sodass man aus gutem Grund alle kirchlichen Immobilien auf ihre Wirtschaftlichkeit hin überprüfte. In puncto Auslastung, insbesondere hinsichtlich ihres Volumens, boten sich Kirchengebäude für Einsparungen geradezu an, die man oft nicht anders behandelte als jedes andere Zweckgebäude auch. Die betriebswirtschaftlichen Argumente konnten dabei mit theologischen Floskeln wie »Menschen statt Steine« garniert werden. Ein Mehrwert etwa in Richtung Identifikation, Erinnerungs- oder Orientierungsfunktion wurde den Kirchengebäuden nicht zugestanden. Mit dem Erlöschen der liturgischen Funktion durch die Profanierung endete, so die Meinung vieler Verantwortlicher, auch die sinnstiftende Dimension des Gebäudes. Haben diese Stimmen recht?

Zunächst ist darauf hinzuweisen, dass Kirchen nie ausschließlich liturgischen Zwecken gedient haben. Sie waren immer auch Orte des Verweilens für Einzelne und boten Raum für anderweitige, nicht selten profane Versammlungen. Zudem waren sie oft viel zu groß. Die imposanten Stadtkirchen Süddeutschlands konnten mitunter ein Mehrfaches der dortigen Gesamtbevölkerung aufnehmen. Schon aus der Geschichte also kann man lernen, dass Kirchengebäude nie in einem be-

Kirchengebäude sind Orientierungspunkte und Identifikationsorte nicht nur für Kirchgänger, sondern auch für einen weitaus größeren Teil der Bevölkerung

stimmten Zweck aufgehen, sondern einen Sinnüberschuss haben. Sie gehören auch nicht der Kirchengemeinde oder gar dem Klerus allein, sondern der ganzen Bevölkerung eines Ortes oder einer Stadt. Die Gemeinde hat sie in ihrer Obhut und öffnet sie für die Allgemeinheit. Selbst wenn sie ihren Gottesdienst feiert, handelt es sich nicht um eine Privatveranstaltung, sondern um einen öffentlichen Kult.

Etwa seit Beginn unseres Jahrhunderts interessieren sich immer mehr Menschen unterschiedlichster Herkunft und Profession für die Zukunft unserer Kirchengebäude. Wie breit und vielstimmig das Spektrum ist, zeigte zum Beispiel kürzlich das Herrenhäuser Symposium »Kirchenumnutzung. Neue Perspektiven im europäischen Vergleich«. Ein großer Konsens der Teilnehmenden bestand darin, dass Kirchengebäude für die Gesellschaften in Europa und darüber hinaus eine überaus große Bedeutung haben, und zwar nicht nur historisch, sondern auch und vor allem politisch, sozial und kulturell für den Zusammenhalt der Gesellschaft. Kirchen müssen, so weit es geht, als besondere öffentliche Räume erhalten bleiben. Bevorzugt wird von einem überwiegenden Teil der Expertinnen und Experten eine Nutzung, bei der die spirituelle Dimension der ursprünglichen Bestimmung in irgendeiner Weise präsent bleibt. Es geht also um die Frage, wie die Sakralität, die Dimension des Heiligen, auch unter veränderten religionssoziologischen Rahmenbedingungen weiterlebt und welchen Ort die Kirchengemeinden in der pluralen Welt zukünftig einnehmen werden.

Der Erhalt von Kirchen schließt eine Transformation keineswegs aus, sondern erfordert sie geradezu. Dies war im Übrigen immer schon so. Kirchengebäude konnten die Zeiten nur dann überdauern, wenn sie sich den jeweiligen gesellschaftlichen Umständen anpassen ließen. Dies konnten veränderte Besitzverhältnisse sein oder neue Riten-Systeme oder auch nur stilistische Modewechsel. Ein gravierender Einschnitt war die Säkularisation, die Enteignung kirchlicher Besitztümer, die viele Kirchengebäude nur dadurch überstanden, dass sie zwischenzeitlich einer nicht-religiösen Nutzung unterzogen wurden. Hier ist freilich zu bedenken, dass die Dichte der Sakralräume in den europäischen Städten vor der Säkularisation ungleich höher war als heutzutage.

Das Problem der Kirchenumnutzung wird viel zu vordergründig betrachtet, wenn man dabei nur die Gebäude im Blick hat. Es geht vielmehr um die Transformation der Gesellschaft vor Ort, nicht nur der Kirchengemeinde, sondern potenziell der gesamten Ortsbevölkerung von einem Nebeneinander oder gar Gegeneinander zu einem respektvollen Miteinander. Kirchengebäude sind Orientierungspunkte und Identifikationsorte nicht nur für die Kirchgänger, sondern auch für einen weitaus größeren Teil der Bevölkerung. Ihr immaterieller Wert, der sich übrigens auch materiell beziffern lässt, ist daher oft wesentlich höher anzusetzen als der Marktwert nach dem Immobilienindex. Eine gravierende Veränderung des Gebäudes, insbesondere sein Abriss, betrifft also wesentlich mehr Menschen als jene, die durch ihre Kirchenmitgliedschaft eine besondere Bindung an »ihre« Kirche haben.

Wenn man die verschiedenen Faktoren einander zuordnet, ergibt sich zwingend eine neue Perspektive, die der bisherigen in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzt ist. Es wird nicht mehr primär vom Kosten-Nutzen-Denken her argumentiert, sondern von den Potenzialen, die sich aus dem Kirchengebäude in seinem städtebaulichen und sozialen Umfeld eruieren und entwickeln lassen. Das bedeutet freilich, dass sich eine Kirchengemeinde auf einen Prozess einlassen muss, der relativ ergebnisoffen ist; dass sie ferner bereit sein muss, diesen Weg auch mit solchen Partnern zusammen zu gehen, mit denen sie möglicherweise bisher wenig Berührung hatte oder haben wollte. Entscheidend ist, dass sich die Gemeinde als christliche Gemeinde versteht, die vom Evangelium her einen Weltauftrag hat. Dieser besteht darin, allen Menschen die Gegenwart der unbedingten Liebe Gottes zu bezeugen, die sich im konkreten Dienst am Nächsten erweist.

Dies führt geradezu zwangsläufig zu der Konsequenz, Kirchenräume, die nicht mehr exklusiv für liturgische Feiern gebraucht werden (welche sind das schon?), teilweise oder ganz weiterzuentwickeln, damit auch andere sie spirituell, kulturell oder sozial nutzen können. Der Kirchenraum wird dann ein anderer sein: ein sogenannter Hybridraum. Am besten wäre es freilich, wenn auch die Kirchengemeinde am Ende noch mit im Spiel ist. Aber auch sie wird dann eine andere sein, transformiert wie der Raum, aber an dem Ort, wo sie hingehört: bei den Menschen. ♦